

**Zeitschrift:** Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Schwyz  
**Band:** 39 (1933)

**Artikel:** Wie alt ist das Muotathaler-Reliquiar?  
**Autor:** Styger, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-160793>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

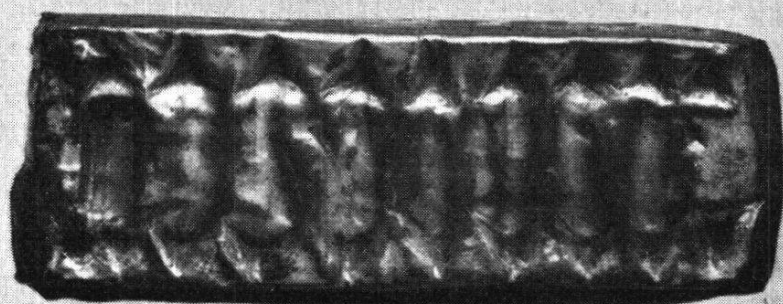
**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wie alt ist das Muotathaler- Reliquiar?

Von  
Paul Styger





## Wie alt ist das Muotathaler-Reliquiar?

(Dazu Tafel)



zum Kirchenschatz der Pfarrei Muotathal gehört, neben anderen Kostbarkeiten, auch ein Reliquienkästchen, das bis vor etlichen Jahren in der "Arche", einem größeren Reliquienschrein geborgen war, dann aber wegen seiner winzigen Dimensionen von kaum Faustgröße und vor allem infolge der lästigen Nachfrage ausländischer Antiquitätenhändler der persönlichen Obhut des Hochw. Herrn Seelsorgers im Pfarrhofs anvertraut blieb. Bis zur offiziellen „Entdeckung“ hatte weder im Muotathal noch im weiteren Kreise heimischer Geschichtsfreunde irgend jemand eine Ahnung vom erstaunlich hohen Alter des kleinen Schatzes. Es soll zwar auch anderswo schon vorgekommen sein, daß gerade die wichtigsten Altertümer vor den Augen der Besitzer wie getarnt blieben. Die Statistik der Kunstdenkmäler, die ja sozusagen am laufenden Band arbeitet, darf sich aber nichts entgehen lassen und so ist das kleine Muotathaler-Reliquiar als „das älteste christliche Kunstwerk der Innerschweiz“ aus des Pfarrers dunkler Schublade heraus zur Berühmtheit emporgerückt.<sup>1</sup>

Reliquienschreine, auch künstlerisch hochstehende und in kostbarem Material ausgeführte, gehören zwar nicht gerade zu den größten Raritäten. Wenn es sich aber — wie angeblich in unserem Falle — um ein authentisches Stück der *merowingischen Epoche*, zwischen 770—800, handelt, dann liegt die eigentliche Bedeutung des Fundes zweifellos in seinem hohen Alter. Daß ernstzunehmende Kunsthistoriker

---

<sup>1</sup> L. Birchler, Die Kunstdenkmäler des Kantons Schwyz, Bd. II, Basel 1930, 254.

den größten Wert darauf legen, wirklich solide Beweise zur Hand zu haben, bevor sie solche Frühdatierungen mit absoluter Bestimmtheit zum besten geben, ist auch für die offizielle Denkmälerstatistik eine selbstverständliche Voraussetzung. In der Zeitbestimmung entscheiden nach wie vor nur bewiesene Tatsachen. Sind diese nicht vorhanden und muß das Urteil, mangels direkter Handhaben, aus Vermutungen gefällt werden, dann gehört eines der vielen Eigenschaftswörter dazu, das den hypothetischen Charakter der Zeitangabe ausdrückt.

Erfahrungsgemäß ist es eine außergewöhnliche Seltenheit, daß solche Kunstwerke mit Jahrzahlen versehen sind, oder daß Urkunden von der Anfertigungszeit berichten. Für gewöhnlich handelt es sich um eine approximative Datierung, auf Grund erprobter Kriterien des Stiles und der Technik, indem bekannte Monumente zum Vergleich herangezogen werden. Aber dies erfordert Methode. Das Muotathaler-Reliquiar liefert ein treffliches Beispiel für die nötige Vorsicht, mit der eine Berufung auf entwicklungsgeschichtliche Formen zur ungefähren Zeitbestimmung erfolgen kann.

Das Kästchen ist 6,5 cm lang; 6,4 cm hoch; 3,5 cm breit. Ein viereckiges Stück gehöhlten Lindenholzes, in Sarkophagform mit Walmdach und Schiebedeckel auf der Unterseite, ist ganz mit vergoldetem Kupferblech bekleidet. In der Mitte der rechten Schmalseite befindet sich noch ein Ring für die Umhängeschnur, dem auf der Gegenseite das andere Schraubenloch entspricht. Die Ornamentik besteht aus getriebenem Flachrelief mit Tierfiguren, vegetalischen und geometrischen Elementen. Auf der Hauptseite ist das Motiv des Lebensbrunnens dargestellt: Zwischen zwei Hirschen mit abgewandten Köpfen erhebt sich auf einer taufbeckenförmigen Schale das Kreuz. In der Mitte der vorderen Schrägfläche war über einem gleicharmigen, breiten Kreuz mit leicht ausladenden Enden, ein runder Schmuckgegenstand eingelassen. Ein kostbarer Stein oder ein farbiges Glas konnten aber von diesem aufgerissenen Rand, ohne



Umfassung, auch gekittet, unmöglich gehalten werden. Das grob gezackte Kupferblech scheint eher darauf hinzudeuten, daß später ein Figürchen, etwa ein Lamm, gewaltsam herausgeschnitten wurde. In den Eckfeldern sind oben zwei Vögel, unten zwei Fische einander zugewandt und dazwischen zum mittleren Kreuzbalken hin je eine Mondsichel, mit Punkten, die vielleicht Sterne bedeuten sollen. Auf der Rückseite sind nebeneinander zwei doppelstreifige Bandschlingen mit punktierten Rillen, während die Schrägfläche durch einen traubenbehangenen, symmetrisch geknickten Zweig geziert ist. Die Schmalseiten haben blattlose Rebstöcke, links mit Trauben, rechts mit Knospen und darunter zwei griechische Kreuzchen. Ueber die Kanten läuft eine Perlschnur, die am Außenrand des Kästchens in eine Rille gebettet, in der Mittellinie dagegen, ähnlich wie die Beeren, mit Tüpfchen gelocht ist.

Der Schiebedeckel trägt eine, in den vergoldeten Kupferblechüberzug gepreßte und zweifellos ursprüngliche gotische Minuskelschrift. Wahrscheinlich sind im Brettchen darunter die Köpfe der Buchstaben vorgeschnitten, was nach Entfernung des Beschlages leicht festzustellen wäre und bedeuten würde, daß man solche Kästchen zur Aufnahme verschiedener, den jeweiligen Reliquien entsprechender Texte anfertigte. Namensabkürzungen waren somit, schon wegen der geringen Dimension, unvermeidlich. In unserem Falle ist ohne Schwierigkeit zu lesen:

*Dsimer*, was kaum etwas anderes als *De sancto Imerio* bedeuten kann.



Es handelt sich um den heiligen Eremiten Himerius, der seit dem Ende des neunten Jahrhunderts im Tal der Suze Verehrung genoß und dessen Reliquien, vom Jura städtchen Saint-Imier aus, weite Verbreitung fanden, unter anderem auch im zwölften Jahrhundert nach Engelberg und im fünfzehnten nach Luzern.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> E. Stückelberg, Die Schweizerheiligen des Mittelalters, Zürich 1903, 64.

Ueber die Authentizität und den Verbleib dieser Reliquien und ob es Partikel *ex ossibus* oder *ex vestimentis* waren, ist nichts bekannt, da sie verloren gingen und später durch andere ersetzt wurden, von denen laut Zettelchen, noch ein Stückchen vom Totenhemd des heiligen Karl Borromäus, Reliquiæ S. Fortunatæ, mart. und de habitu Nicolay identifizierbar sind.

Die Originalinschrift gibt uns aber nicht bloß über die erstmalige Bestimmung des Reliquienbehälters, sondern auch über sein Datum wertvollen Aufschluß. Von merowingischer Zeit und ein paar Jahrhunderten nachher kann nicht wohl die Rede sein.

Wir sind in der Altersbestimmung in erster Linie auf ein zuverlässigeres Kriterium als den bloßen Stilcharakter angewiesen. Methodisch wäre zwar, auch ohne die gotische Minuskelschrift, die gleiche Fragestellung am Platze gewesen: Wie lange können solche Formen noch vorkommen? Handelt es sich nämlich nicht um ein erstklassiges Original, sondern um provinzielle Dußendware des Kleinhandwerkes, dann konnte dessen Kunsttradition, unbekümmert um große Stilmoden, jahrhundertlang weiterleben.

Ist dies auch beim Muotathaler-Reliquiar der Fall? Was zunächst die Dekorationsmotive betrifft, so dürfte man sie einzeln genommen freilich sehr hoch hinaufdatieren: Die Hirsche am Lebensquell kommen schon auf altchristlichen Sarkophagen, Katakombenfresken, in Mausoleen und Baptisterien des 4. und 5. Jahrhunderts vor. Dann steigen sie mit vielen anderen, symmetrisch entworfenen Symbolen, wie Kantharus zwischen Pfauen, Kreuz zwischen Lämmern usw. in das Kleinhandwerk hinab und erscheinen noch lange nach der Völkerwanderungskunst auf allerhand liturgischen Gerätschaften, ohne jede Beziehung zum ursprünglichen Sinn, nur als Ziermuster und oft mißverstanden, mit abgewandten Köpfen. Auch die Embleme von Fisch und Vogel gehören an und für sich zum uralten Kunstgut; aber hier sind sie vollkommen sinnlos, in gesuchter Symmetrie, flächenfüllend an-



gebracht. In diesem gehäuften Durcheinander von Tiergestalten, Kreuzen, Mondsicheln, Sternen, Rebzweigen und Bandschlingen dürfte doch schon romanischer Einfluß am Werke gewesen sein. Dieselben blattlosen Zweige sind auf Miniaturen des 12. Jahrhunderts nicht selten und das doppelte Flechtmotiv mit den filigranartig punktierten Rillen entspricht genau den zahlreichen geometrischen Entwürfen der Fußbodenmosaiken in italischen Kirchen des 12. Jahrhunderts und der Kosmatenzeit. Wenn also ein derartiges Gebilde auf primären Monumenten und dazu im klassischen Lande noch so spät auftritt, so wird es wohl auf einem kleinen Reliquienbehälter des Nordens mindestens ebenso lange möglich sein.

Und doch war es gerade das Vorkommen dieser Bandschlinge, die vielleicht am meisten zur Frühdatierung verleiten mochte. Solches Geriemsel erscheint nun aber in allen nur denkbaren Formen, durch beinahe tausend Jahre hindurch, auf Steinplastiken, Miniaturen und Treibarbeiten. Nur eine äußerst vorsichtige Methode des Vergleiches, auf Grund festdatierter Monumente, kann die Stilnüancen auseinanderhalten. Auf keinen Fall läßt sich ein derartiges Ornament, das allen Zeiten angehören kann, einzeln, mit irgendwelchen ähnlichen Motiven bestimmen. Eine Anzahl wirklich alter Reliquienbehälter, die in Gestalt und Größe nicht übel mit dem Muotathaler-Kästchen übereinstimmen, zeigt in dieser oder jener Form solche Verzierungen des sog. Flechtbandwerkes. Es sind barbarische Wiederholungen der klassischen Ranke, mit allerhand orientalischem und nordischem Einschlag. Nach der Völkerwanderung taucht dieser Stil zuerst und am häufigsten als dreisträhnige Umrahmung frühchristlicher Symbole bei den Langobarden auf und durchzieht dann auch die merowingische, fränkische und karolingische Kunst.<sup>1</sup> Mit einer Zähigkeit sondergleichen kehren die gleichen

---

<sup>1</sup> E. Stükelberg, Langobardische Plastik, München 1909 — Harold Picton, Die langobardische Kunst in Italien. Ihre Eigenschaften und

Formen in der irischen Buchmalerei, auf romanischen Skulpturen und sogar auf Minnekästchen des 16. Jahrhunderts wieder.<sup>1</sup> Wer hätte auch — um in unserem Lande zu bleiben — die Backsteine von St. Urban in das 13. Jahrhundert datiert, wenn die Entstehungszeit des Kreuzganges im dortigen Cisterzienserkloster und der davon abhängigen Model in Altbüron nicht bekannt wäre?<sup>2</sup> Und doch ist jene Ornamentik mit den Tieremblemen, Ranken und Schlingen noch bedeutend primitiver als etwa die romanischen Skulpturen des Großmünsterkreuzganges in Zürich aus dem 12. Jahrhundert. Es genügt, an dieser rein flächenfüllenden Dekoration, neben den gleichartigen Motiven, noch die stilistische Besonderheit des Flechtbandes mit den punktierten Rillen zu betrachten, und die frappante Ähnlichkeit mit dem Muotathaler-Kästchen liegt auf der Hand.

Man wird sich auf eine Reihe, nach Gestalt und Größe gleichförmiger Reliquiare berufen, denen ein bedeutend höheres Alter zukommt. Gewiß, der Vergleich mit den merowingischen und karolingischen Monumenten ist lehrreich. Er zeigt nämlich lauter wesentliche Unterschiede in Stil und Technik.

Das bekannteste und wohl auch älteste dieser Gattung stammt aus dem Kloster St. Maurice. Die vorwiegend geometrischen Dekorationsmotive sind in der Technik des Zellschmelzes mit eingefaßten Steinen und Filigranarbeit ausgeführt. In der Zeitbestimmung schwanken die Ansichten zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert.<sup>3</sup>

Stilistisch etwas sicherer in das 8. Jahrhundert datierbar scheint das Reliquiar der Kirche Saint-Bonnet-Avalouze

---

Quellen, Augsburg 1931 — P. Clemen, Merowingische und karolingische Plastik, Bonn 1892.

<sup>1</sup> H. Kohlhausen, Minnekästchen im Mittelalter, Berlin 1928.

<sup>2</sup> J. Zemp, Die Backsteine von S. Urban (Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums) Zürich 1898, 111.

<sup>3</sup> F. de Lasteyrie, Mémoires de la société des antiquaires de France, 1859, vol. XXVI, 76; S. Guyer, die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz, Leipzig 1907, 59.

zu sein. Es ist ebenfalls ein kleines kupferbeschlagenes Umhängekästchen, dessen Hauptzierat in Zellschmelz ausgeführt ist. Der übrige Schmuck, selbst das Motiv des gordischen Knotens, bietet keine näheren Anhaltspunkte.

Eine unverkennbare Verwandtschaft nach Gestalt und Ornamentik zeigt das sog. Amalricus-Reliquiar im Schatz von Valeria-Sitten,<sup>1</sup> obwohl es nicht mit Kupfer- sondern mit Beinplatten überzogen ist und auf der Rückseite ein schmales Bleitafelchen mit der Inschrift trägt.

Die Kathedrale von Sitten bewahrt ein Reliquienkästchen, das laut Stifterinschrift des Bischofs Altheus († 790) noch dem 8. Jahrhundert angehören muß.<sup>2</sup> Aber es handelt sich, wohlgemerkt, auch hier um Zellenemail. Diese Technik ist überhaupt für die Gruppe der alten Reliquiare charakteristisch. Wir finden sie in reichstem Maße am silbervergoldeten Kästchen aus der Johanneskirche in Hertford (Westfalen), jetzt im Berliner Industriemuseum. Weil dieses Kleinod früher dem Stift Saint-Denis von Enger angehörte, das eine Gründung Witikinds an der Wende zum 9. Jahrhundert ist, so dürfte dadurch die ungefähre Zeitbestimmung ermittelt sein.<sup>3</sup>

Zum gleichen Typ gehört unzweifelhaft das reich mit Edelsteinen und Perlen besetzte „Reliquiario del dente“ im Domschatz von Monza, auf dem schon die uralte Form der Kreuzigung kein späteres Datum zuläßt.

Auch das kleine Reliquienkästchen im erzbischöflichen Museum zu Utrecht, dessen ursprüngliche Dekoration aus Zellenemail im vergoldeten Kupfer später herausgekratz und durch einen harten Kitt ersetzt wurde, gilt als ein Werk des 8. Jahrhunderts.<sup>4</sup>

---

<sup>1</sup> E. Stückelberg, Aus der christlichen Altertumskunde, Zürich 1904, Abb. 49.

<sup>2</sup> E. Egli, die christlichen Inschriften der Schweiz vom IV-IX Jahrhundert, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. 24, 1895. Fig. 41.

<sup>3</sup> Ch. de Linas, Emaillerie, metallurgie, Paris 1881.

<sup>4</sup> Ch. de Linas, Revue de l'art chrétien, tom. 28. S. 308.

Ein Altar der Klosterkirche von Saint-Benoît-sur-Loire barg ein altes Kästchen als Reliquiensepulcrum, dessen Überzug aus Kupferblech in roher Treibarbeit die Figuren der zwölf Apostel und dazu Kreisornamente mit Rosetten und Kreuzchen zeigt. Das zuverlässigste Kriterium ist hier der Buchstabencharakter, besonders die Sanctusabkürzung *SCI*. Zudem nennt die Stifterinschrift eine *Mumma*, die zufällig mit der *Mummia* oder *Mummola* einer Schenkungsurkunde des Jahres 695 identisch zu sein scheint. Außer der nachgeahmten Sarkophagform und der Kupfertriebtechnik bieten sich keine Parallelen mit dem Muotathaler-Kästchen. Dieser Typ erhält sich bekanntlich bis in die Gotik hinein.

Das Reliquiar von Beromünster, aus vergoldetem Kupfer mit rotem Zellenemail und Palmettenranken im Stile karolingischer Werke, nennt als Stifter einen gewissen Warnebert. Ob damit der gleichnamige Abt von Beromünster aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, oder der Propst Warnebertus von St. Peter zu Soissons in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts gemeint ist, bleibt vorläufig immer noch unentschieden.<sup>1</sup>

Die sog. „Versehbüchse“ im Churer Domschatz gehört ebenfalls zur Klasse der tragbaren Reliquienbehälter. Das Holzkästchen mit Walmdach und Seitenringen ist nur 16 cm hoch; 17,5 cm lang und 6 cm breit. Im Überzug aus vergoldetem Kupferblech mit eingestreuten Glasflüssen, ist spitzumbiegendes Bandwerk getrieben, das sich auch über die Gibelfelder erstreckt und auf den Schmalseiten in Tierköpfe endigt. Auf mittelalterlichen Steinplastiken kommen derartig gebrochene Schlingen vom 7. bis 11. Jahrhundert vor. Als Datum des Churer Reliquiars gilt allgemein die karolingische Zeit.<sup>2</sup>

Es bliebe noch eine Reihe mittelalterlicher Reliquienbehälter aufzuzählen, die als *Sepulcra* und zum Teil ursprünglich zur Aufbewahrung der Eucharistie dienten. Die

<sup>1</sup> Geschichtsfreund, Bd. 58, S. 47.

<sup>2</sup> Beschreibung der Domkirche von Chur. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 1857, Bd. XI, Heft 7. Taf. 8.

Museen von Trier, Köln, Paderborn, Augsburg, Bamberg, besonders aber von Namur und Vich, enthalten ansehnliche Sammlungen dieser kleinen Kästchen in Sarkophagform, aus Kupferblech, Zinn, Blei, auch aus Holz mit Schiebedeckelchen, selten aus Edelmetall. Darunter fanden auch Limoger Emailpyxiden häufige Verwendung. Sie gehören nachweislich meist dem 11. und 12. Jahrhundert an und bieten, soweit sie ornamentiert sind, weit mehr stilistische Vergleichspunkte mit dem Muotathaler-Reliquiar, als die obenerwähnten merowingischen und karolingischen Kästchen.

Soweit uns die Entwicklung der mittelalterlichen Kunst bekannt ist, wissen wir, daß erst die spätere Technik das kostbare Metall, mit Edelsteinen und Zellenemail, durch das wohlfeile, vergoldete Kupfer ersetzte und zugleich Glasflüsse in die eingeschlagenen Löcher verkittete, statt der früher üblichen Kastenfassung. Nichts von alledem auf unserem Muotathaler-Kästchen. Weder der Stil noch die Technik deuten auf eine Epoche vor dem Jahrtausend, am wenigsten die gotische Minuskelschrift.